

Predigt über Römer 14,10-13

Vierter Sonntag nach Trinitatis, 27. Juni 2010, Berliner Dom

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Zu den unverrückbaren Überzeugungen die im Neuen Testament über ein Leben im christlichen Glauben Auskunft gegeben, gehört es, liebe Gemeinde, dass man einander in der christlichen Gemeinde nicht verurteilen darf. Schon von Jesus selbst ist die Mahnung überliefert: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“ Der Jakobusbrief ruft in ähnlicher Weise dazu auf, nicht schlecht übereinander zu reden und sich nicht zum Richter über den Bruder im Glauben aufzuschwingen. Auch im Predigttext für den heutigen Sonntag aus dem 14. Kapitel des Römerbriefs steht diese Mahnung im Zentrum. Paulus schreibt dort:

Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder du, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden. Denn es steht geschrieben: „So wahr ich lebe, spricht der Herr, mir sollen sich alle Knie beugen, und alle Zungen sollen Gott bekennen.“ So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben. Darum lasst uns nicht mehr einer den andern richten; sondern richtet vielmehr darauf euren Sinn, dass niemand seinem Bruder einen Anstoß oder Ärgernis bereite.

Wie erklärt sich diese offenbar fest im ältesten Christentum verankerte Gewissheit, dass der christliche Glaube ein Verurteilen und Richten des Bruders und der Schwester in der Gemeinde verbietet? Wird da etwa ein

kuscheliges Wohlfühlchristentum propagiert – alle dürfen kommen, jeder nach seiner Façon selig werden, alles ist erlaubt, nur keine Kritik, damit man keinem zu nahe tritt? Christlicher Glaube für alle, wer Maßstäbe setzen will, gilt als Störenfried – ist das etwa die Parole? Dem wäre doch sofort entgegenzuhalten, dass wir das eindeutige Bekenntnis und das klare Urteil brauchen, den wachen Verstand und das mutige Herz, damit unser Glaube klare Konturen erhält. Ist denn das Problem christlicher Kirche nicht viel eher eklatante Unübersichtlichkeit als zu große Eindeutigkeit? Will Paulus der römischen Gemeinde etwa zumuten, auch die größten Absurditäten zu akzeptieren, damit jeder irgendwie einen Platz bekommt?

Nein, liebe Gemeinde, das kann nicht gemeint sein, nicht bei Jesus und auch nicht bei Paulus. Jesus war kein halbherziger Prediger, der nur ja niemanden aufschrecken oder verstören wollte. Paulus war alles andere als ein entscheidungsschwacher, von faulen Kompromissen angekränkelter Missionar, der keine klaren Vorstellungen darüber gehabt hätte, was in der christlichen Gemeinde akzeptabel ist und was nicht. An drastischen Forderungen beider mangelt es darum auch nicht. „Wer nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, sein ganzes bisheriges Leben hasst“ – ja, tatsächlich „hasst“ heißt es an der Stelle – „der kann nicht mein Jünger sein.“ So lautet eines der schroffsten Nachfolgeworte Jesu. Seine Auslegung der Weisungen Gottes, etwa in der Bergpredigt, lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nein, fragwürdige Halbheiten kann man Jesus fürwahr nicht vorhalten.

Und auch Paulus entwirft ein klares Bild davon, wie christliche Gemeinde zu leben, woran sie sich zu orientieren hat. Auch er scheut vor drastischen Anordnungen nicht zurück, wenn es darum geht, diese Forderungen durchzusetzen. So kann er etwa die Gemeinde von Korinth anweisen, den aus

ihrer Mitte zu entfernen, der unzüchtig lebt, weil er durch sein Verhalten die Reinheit und Heiligkeit der ganzen Gemeinde gefährdet.

Nein, ein *anything goes* ohne klare Maßstäbe dafür, was der christliche Glaube von jedem und jeder Einzelnen fordert, ist mit Jesus und Paulus nicht zu haben. Woran sich christliche Gemeinde zu halten hat, damit das christliche Bekenntnis Gestalt gewinnt, wird gerade von Jesus und Paulus mit Nachdruck zur Sprache gebracht. Erst wenn wir uns das vor Augen führen, wird darum deutlich, worin die Pointe liegt, wenn Paulus im Predigttext des heutigen Sonntags dazu auffordert, den Bruder und die Schwester in der Gemeinde nicht zu richten und nicht zu verurteilen.

Bei Paulus – wie in ganz ähnlicher Weise auch bei Jesus und im Jakobusbrief – gibt es einen engen Zusammenhang zwischen der Aufforderung, nicht zu richten, und dem Verweis auf Gott als denjenigen, dem allein das Urteil über die Gedanken und Taten der Menschen zusteht. Schauen wir den Text aus dem Römerbrief genauer an, wird das sofort deutlich: Paulus beginnt mit zwei rhetorischen Fragen: „Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder du, was verachtest du deinen Bruder?“ „Richten“ meint hier also: Sich über den anderen stellen, die eigene Auffassung für plausibler, überzeugender, angemessener und darum diejenige des anderen für fehlgeleitet, nicht akzeptabel, unbegründet zu halten. „Richten“ und „verachten“ stehen hier ganz eng beieinander und werden beinahe synonym gebraucht.

Eine solche Haltung gegenüber dem Mitschristen konfrontiert Paulus mit einer drastischen Gerichtsszenerie: „Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden.“ Plötzlich geht es ums Ganze. Vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen wir, wenn unser Leben vollendet sein wird. Dann gilt es,

Rückschau zu halten, Bilanz zu ziehen, Rechenschaft abzulegen. Keiner ist davon ausgenommen: „So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben.“ Kein Zweifel, der Hinweis auf den Richterstuhl Gottes verlagert die Mahnung sofort auf eine andere Ebene, bringt Bewegung in die Frage des Richtens.

Das ist schon darum so, weil der Hinweis überaus heilsam ist, dass von uns einst selbst Rechenschaft gefordert wird und dann die Maßstäbe, mit denen *wir* gemessen haben, auch diejenigen sind, mit denen wir selbst gemessen werden. Das leuchtet unmittelbar ein. Es genügt schon, sich klarzumachen, dass beim Verurteilen und Verachten von Schwächen anderer immer mitschwingt: Ich selbst bin souveräner, stärker, unangreifbar, darum steht mir ein Urteil über den anderen oder die andere zu. Der Hinweis, dass wir alle einst vor Gott erscheinen werden, stellt dagegen das Verurteilen und Verachten sofort in eine andere Dimension. Jeder und jede von uns weiß um die eigenen Schwächen, das Fragile, Krumme und Ambivalente bei dem Bemühen, ein halbwegs anständiges Leben zu führen. Niemand kann sich darum wünschen, einmal vor einem unbarmherzigen Richter zu stehen, der jede noch so kleine Ungereimtheit in unserem Leben ans Licht zerrt, all die Dinge aufdeckt, die lieber verborgen bleiben und vergessen werden. Wir alle wünschen uns, dass man barmherzig über uns urteilt, Verständnis dafür aufbringt, dass eben nicht alles gerade läuft im Leben, auch wenn wir uns nach Kräften darum mühen. Darum ist der Hinweis des Paulus auf den Richterstuhl Gottes, vor dem wir einst alle erscheinen müssen, so überaus heilsam. Denken wir an unsere *eigenen* Unzulänglichkeiten, werden wir auch barmherziger, großzügiger, nachsichtiger mit denen der anderen sein. Der Verweis auf den Richterstuhl Gottes mahnt darum zur Nachsicht mit Schwächen, zum Verständnis für Unvollkommenes, zur Toleranz gegenüber anderen Formen, den christlichen Glauben zu leben.

Aber das ist erst die eine Seite. Es ist ja nicht irgendein Richterstuhl, von dem Paulus da spricht. Der Richterstuhl Gottes ist das höchste und das letzte Gericht. Jedes menschliche Richten, alle Gesetze und Verordnungen, mit denen wir auf Erden halbwegs gerechte Ordnungen herzustellen versuchen, werden dann hinfällig sein. Das Gericht Gottes wird die Wahrheit an den Tag bringen, und wir alle werden nur dann vor ihm und seinem Urteil bestehen können, wenn er Gnade vor Recht ergehen lässt, uns in Barmherzigkeit richtet. Sollten wir da nicht auch barmherzig sein in unserem Urteil über andere?

Richten als Verurteilen des Mitschleichen, der Richterstuhl Gottes – es gibt noch eine dritte Weise, in der in unserem Predigttext vom Richten gesprochen wird. Martin Luther hat das in seiner Übersetzung des griechischen Textes sehr schön nachgeahmt: „Darumb lasset vns nicht mehr einer den andern *richten*, sondern das *richtet* viel mehr, das niemand seinem Bruder einen anstos oder ergernis darstelle.“ So heißt es in der Lutherbibel von 1545. „Richten“ meint hier in diesem dritten Sinn also: Sich für etwas entscheiden, eine bestimmte Haltung einnehmen, konkret: dem Bruder oder der Schwester in der Gemeinde nicht zum Anlass dafür werden, dass er oder sie sich nicht mehr angenommen fühlt damit, wie sie den christlichen Glauben leben, keinen Platz in der Gemeinschaft finden und sich von der Gemeinde abwenden wegen meines nach meiner eigenen Überzeugung zutreffenden, zugleich jedoch harten, unnachgiebigen Urteils.

Was ist das konkrete Problem in der römischen Gemeinde? Es geht um einen innerkirchlichen Dissens. Müssen sich Christen an die jüdischen Speisegebote halten oder ist das ein Kennzeichen einer in Christus überwundenen Haltung, die man doch inzwischen hinter sich gelassen hat? Den einen – Paulus nennt sie die „Schwachen“ – ging das zu weit. Sie fühlten sich

überfordert damit, alle ihre religiösen Traditionen einfach über Bord zu werfen. Zum Glauben an den Gott Israels gehört doch auch, so sagten sie, dass wir uns an den Bund Gottes halten und an die Weisungen, die er uns gegeben hat. Darum sahen sie die Gefahr, dass mit dem neuen Glauben, dem Bekenntnis zu Jesus Christus, all das verlorengeliebt, was ihnen unersetzlicher Ausdruck ihrer Zugehörigkeit zu Gott war. – Das brauchen wir nicht mehr, hielten ihnen die anderen, die Starken, entgegen. Speisegebote und Beachtung des Sabbats sind für den Glauben an Jesus Christus nebensächlich. Wir sind eins in Christus, ob Juden oder Heiden, das Alte haben wir hinter uns gelassen. Und hatte Paulus nicht selbst gesagt: „Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden“?

In der Tat: Paulus teilt die Auffassung der Starken. Er rechnet sich selbst zu ihnen und hatte die Devise „Da ist kein Unterschied zwischen Juden und Heiden“ selbst ausgegeben. Nun aber, wenn es darum geht, wie mit unterschiedlich starken Bindungen an religiöse Traditionen umzugehen sei, argumentiert er nicht in dieser grundsätzlichen Weise, sondern behutsam, sensibel, seelsorgerlich. Wer weiß schon, so hält er den Starken entgegen, was die richtige Form ist, den Glauben an Jesus Christus zu leben – und ob es darauf nur eine Antwort gibt? Wer ins Reich Gottes kommt, entscheidet sich nicht daran, ob man bestimmten Speisegeboten folgt oder nicht. Maßstab des Umgangs miteinander ist nicht die Rechthaberei in einer solchen Frage, Maßstab ist vielmehr die Liebe.

Paulus hat ein sehr feines Gespür dafür, dass zur Radikalität des Glaubens an Jesus Christus, die denen, die ihn annahmen, viel abverlangte, zugleich die Behutsamkeit für Formen gehört, die die Glaubenden akzeptieren konnten. Diese Balance von Radikalität und Sensibilität ist es, die das Wirken des Paulus zu einem hat werden lassen, das den christlichen Glauben bis heute entscheidend prägt. Er weist einen Weg, wie das, wovon wir über-

zeugt sind, auch zur Wirkung kommen kann: Es geht nur so, dass die Freiheit, die Freude, die Hoffnung, die der Glaube den Menschen geben soll, in ihrem Leben erfahrbar wird und nicht zu einem Zwang, dem sie sich plötzlich ausgesetzt sehen. Darum ist es Paulus so wichtig, dass Liebe und Auf-
erbauung der Gemeinde entscheidender Maßstab christlicher Ethik sind, Erkenntnis und Stärke dem dagegen untergeordnet werden.

Auch Martin Luther donnerte „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“ Und derselbe Luther ist bei der Einführung der neuen Formen des evangelischen Glaubens sehr behutsam vorgegangen, um nicht zu zerstören, was gerade im Entstehen begriffen war.

Wie machen wir ernst damit, den Bruder und die Schwester im Glauben nicht zu richten? Lässt sich das überhaupt durchhalten? Eine Form, das Richten zu vermeiden, wurde im ägyptischen Mönchtum praktiziert. Man ging in die Einsamkeit der Wüste, um sich so dem Richten unter Menschen und den Maßstäben weltlicher Gerichtsbarkeit konsequent zu entziehen. Das ist aller Ehren wert, aber kein Weg, christlichen Glauben *in* der Welt zu leben, ihn den Maßstäben weltlichen Richtens auszusetzen.

Blicken wir in unsere eigene Wirklichkeit, gibt es an Vielfalt der Formen, in denen christlicher Glaube gelebt wird, keinen Mangel. Da sind nicht nur die großen Konfessionen und Weltkirchen. Gerade der protestantische Glaube differenziert sich aus in eine Vielzahl von Denominationen, Freikirchen und Gruppen mit eigenen religiösen Profilen. Das ruft sofort die Frage nach dem Verbindenden wach, nach dem, was unaufgebbar ist und nicht untergehen darf in aller Mannigfaltigkeit. Und es ruft die Frage wach nach dem, was christlichen Glauben erkennbar macht in der Vielzahl religiöser und areligiöser Überzeugungen. Paulus wäre missverstanden, wollte man seine Mahnung, den Bruder im Glauben nicht zu richten, gegen die Maßstäbe

ausspielen, die für klare Konturen des christlichen Bekenntnisses im Alltag der Welt gelten müssen.

Entscheidend jedoch ist etwas anderes. Entscheidend ist die in der christlichen Ethik von Anfang an fest verankerte Überzeugung, dass die eigene Weise, christlichen Glauben zu leben, nicht verabsolutiert, die eigene Einsicht nicht der Liebe zum Mitchristen und dem Wohl der Gemeinde übergeordnet werden dürfen. Entscheidend ist die Einsicht, dass keinem von uns die Wahrheit Gottes unmittelbar zugänglich ist, sondern wir alle darum bemüht sind, unserem Glauben authentischen Ausdruck zu geben. Entscheidend ist, dass wir bei den vielen Herausforderungen, denen wir uns als evangelische Kirche, als Gemeinde vor Ort und als einzelne Christen gegenwärtig ausgesetzt sehen, nicht vergessen, dass keinem von uns das Urteil darüber zusteht, welche Form, christlichen Glauben zu leben, welche Gestalt christlicher Kirche und welche Weise, dem Bekenntnis Ausdruck zu verleihen, der Wahrheit Gottes am besten entspricht. Wenn wir uns in gegenseitig in Liebe annehmen, uns mit der positiven Unterstellung begegnen, dass jeder und jede von uns sich nach Kräften um ein authentisches christliches Leben bemüht, dienen wir der Wahrhaftigkeit unseres Glaubens auf eine gute und förderliche Weise. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.